

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 17 (1937-1938)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Bücher Rundschau

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Freundschaften gewählt hat, allzusehr moralisch zu verklären. Und man muß sich hüten, den erlegten Preis für das beruhigtere und weniger verkrampfte Wesen: eine Art Schwerflüssigkeit, Problemlosigkeit, ja eine bestimmte Verengung nicht als Tatsache anerkennen zu wollen, trotz bewußter Arbeit zu seiner Milderung. Man kann eben nicht „de Feuer und 's Weggl!“ haben.

R o n r a d M e i e r.

## Bücher Rundschau

### Ungewöhnliches Leben eines preußischen Junkers.

Hellmuth von Gerlach: Von Rechts nach Links. Europa Verlag, Zürich.

Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen,  
das sind die Weisen.  
Die im Irrtum beharren,  
das sind die Narren.

Mit diesen Zeilen Rückerts parierte Hellmuth von Gerlach einmal im Reichstag einen Angriff wegen eines Parteiwechsels. Man kann die Worte als einen Leitsatz seines Lebens bezeichnen. Auch dann, wenn man nicht mit dem Behiel dieser seiner Reise einverstanden ist. Durch manche Gegenden der Politik führte sie ihn. Als Regierungsreferendar aus dem stockkonservativen Mönchsmotzschelnitz begann er, als Verkünder eines „gepanzerten Pazifismus“ starb er 1935 in Paris im Exil. Er war Redaktor am „Volk“, der Zeitung des Berliner Hofpredigers Stöcker, einem heute wieder zu hohem Ansehen gelangten Antisemiten, und nach Gerlachs Zeugnis dem besten Demagogen und Redner des Kaiserreichs. Er begleitete den großen christlichsozialen Naumann ein Stück seines Weges. Nach dem Krieg wird er Unterstaatssekretär im Innenministerium. Er ist ein Freund Rathenaus und der Führer der Republik.

Um Hellmuth von Gerlach, einer der meistangefindeten Erscheinungen des Nachkriegsdeutschland, gerecht zu werden, muß man zwischen zwei Kategorien von Politikern unterscheiden, solchen, die in der Wirklichkeit operieren, und solchen, denen die Vorstellung einer entschieden „gebesserten“ Realität Ausgangspunkt und unabdingbare Verpflichtung ist. Wenn die zweite Art von der ersten überhaupt als Politiker anerkannt wird, gehörte Gerlach ohne Zweifel zu ihr. Er war das, was die überlegenen Realisten aller Bereiche einen Weltverbesserer zu nennen pflegen. Für diesen undankbaren Beruf ist man geboren. Der schlesische Junker hat sich bei aller Lebensfreude und allem wohlverstandenen Lebensgenuß dieses Leben nicht so leicht gemacht, wie es für einen Menschen seiner Herkunft hätte werden können. Die zentrale Frage ist für ihn die soziale. An ihrer Dringlichkeit gemessen, erscheint es ihm von höchst zweitrangiger Bedeutung, ob ihre Lösung von rechts oder links erfolgt. Er hat es versucht, sie von beiden Seiten aus anzugehen. Vornehmlich das Schicksal der Bauern und Landarbeiter Schlesiens, Ostelbiens und Schleswig-Holsteins erschütterte ihn. Mit Damaskus ist er ein Vorkämpfer der Bodenreform. 1901, so berichtet er, fällt ihm eine amtliche Aufstellung für die Ernährungsstellen der Staatsarbeiter auf den preußischen Domänen der Ostmark in die Hände. Bei oft 16stündiger Arbeit sind 40 Pfennige für den Lebensunterhalt des erwachsenen Arbeiters angegeben. Der bare Tageslohn, von dem Wohnung, Heizung, Kleidung, Unterhalt der Kinder bestritten werden muß, beträgt im Sommer 80 Pfennige, im Winter 60. Für Frauen 40 und 35 Pfennige. Für die Junker der Ostmark ist das in Ordnung, für Gerlach werden Dokumente wie dieses Grund zum endgültigen Bruch mit seiner Kaste. Als er Stöcker zu einem Zweifelnden sagen hört: „Zweifel kommen vom Teufel. Gewisse Gedanken muß man totschlagen können“, beginnt er seinerseits an den ernstesten sozialen Absichten aller dieser christlichen und national-sozialen Kreise zu zweifeln.

15 Jahre nach dem Krieg, als er das Fiasco der Republik resümiert und in Ehrlichkeit auch die Fehler der sozialistischen Führer kaum beschönigt, sieht er ihre größte Unterlassungssünde darin, den Großgrundbesitz nicht angetastet zu haben.

Wie alle Politiker des Programmes, sah sich Gerlach nach beweiskräftigen Beispielen in der Wirklichkeit um. Die Schweiz und England, denen er die persönliche Begegnung mit der Demokratie verdankt — und auch wirklich ein Leben lang dankt — stellt er dem preußischen Kadavergehorsam und Chauvinistischen Ungeist entgegen. So verständlich die Sehnsucht nach dem Positiven bei einem Menschen ist, der sich seiner Umgebung gegenüber immer wieder zur Verneinung und Kritik gezwungen fühlt — von den Gesetzen der Objektivität wird er dadurch nicht entbunden. Rein aus der Beschwörung des Fremden läßt sich in der Wirklichkeit eines Volkes nichts verändern. Friedrich den Großen hätte es mehr ausgezeichnet, wenn er seine Bauern befreit, statt mit französischen Intellektuellen verächtliche Aphorismen über sein Land getauscht hätte. Auch damit ist der Sache wenig gedient, wenn Gerlach z. B. von seiner Reise durch das englische Kongogebiet und Kamerun berichtet und die Engländer dabei als die weisesten und mildesten Kolonisatoren preist, Kamerun aber als das „Twenty five land“ darstellt, was im Pidjchin-englisch der Neger bedeuten soll, daß sie dort bei jeder möglichen Gelegenheit 25 Hiebe aufgeprügelt erhalten. An der Wirklichkeit, die diesem Wort zugrunde liegt, sei nicht gezweifelt. Sicherlich sind die Engländer von Natur und Erfahrung hervorragende Kolonisatoren. Aber der Burenkrieg, die grausame Ausrottung der Shikis, eines der kraftvollsten indischen Völker, von dem heute nur noch die riesigen Verkehrsschulsleute in Bombay Zeugnis ablegen — ist das alles vergessen, ungeschehen? Es ist die schwache und verwerfliche Seite der Doktrinäre, der deutschen vornehmlich, daß sie das Nur-gute der Fremde dem Nur-schlechten der Heimat entgegenstellen. In der Wirklichkeit, in der das Vaterland sich dem Einzelnen gegenüber aufrichtet, sind Grenzen gezogen, von denen an Takt und Beherrschung gefordert sind. Wenn Menschen wie Gerlach in ihrem oft begreiflichen Ekel diese Grenzen verlegt haben, dann nur zu ihrem großen Schaden und zum demagogischen Nutzen aller jener, welche aus der Mitte der Nation zu sprechen und zu handeln vorgeben. Wenn auch Gerlach Versailles sofort zu bekämpfen versuchte und den Siegestaumel der Entente im Sinne der Menschlichkeit zu dämpfen suchte, Grenzverletzungen wie die angeführte, haben seinen Gegnern immer wieder die Angriffe ins Unsachliche ermöglicht und damit seinen Ideen schwer geschadet. Auch „Die Welt am Montag“, der Gerlach vorstand und die in vielem ein wüstes Boulevard- und Pöbelblatt war, das an der Ausbildung des geltenden Zeitungsdeutsch nicht unschuldig ist, hat nicht zur Verbesserung seines Rufes beigetragen.

Trotzdem, Gerlach blieb auch im Schlamme Berlins für sich selbst ein Grand-seigneur, der in vollkommener persönlicher Integrität seinen Zielen folgte. Sein reizvolles Erinnerungsbuch, das von seinen politischen und Lebenserfahrungen, von seinen Reisen sehr charmant zu erzählen weiß und die ganze Epoche von Bismarck bis Hitler höchst aufschlußreich gerade für die Gegenwart zusammenfaßt, beweist dies.

Das Gleiche könnte man von dem Herausgeber des Buches nicht sagen. Im Nachwort schreibt er den folgenden Satz, der seine von keiner „Idee“ gültig beleuchtete Taktlosigkeit und einsichtslose Dummheit verrät: „In einem ziemlich vertragenen Anzug, mit Mantel und Hut, ohne Geld und Papiere ist Gerlach über die Grenze seines Vaterlandes geflohen, das er mehr liebte, als es verdient“. Herr Emil Ludwig, der die Heimat je nach ihrer Verdienstlichkeit ihm gegenüber wie die Pässe wechseln zu können scheint, beweist damit, daß er jedenfalls trotz galonierter Dienerschaft nicht gerade ein Edelmann geworden ist. Gerlachs Buch sollte dieser Umstand aber nicht angerechnet werden. Auch jener kluge Leser, der sich Gerlachs Postulaten überlegen fühlt, sollte sich von dem amüsanten Erzähler nicht gerade antiquierte Geschichten aus dem Deutschland der 90er Jahre und Jahrhundertwende berichten lassen.

Alexander Mitscherlich.

## Schweiz, Volk und Staat.

**Confœderatio Helvetica — Die vielgestaltige Schweiz.** Herausgegeben von Hans Richard Müller. Friedrich Bohnenberger Verlag, Zürich 1936. Bd. II: Volk — Volksleben — Kultur.

Wenn bei einem nationalen Werk die verlegerischen Umstände eine nationale Polemik hervorrufen, so läßt ein solcher Vorgang immerhin Rückschlüsse auf den Inhalt zu. Um es gleich vortwegzunehmen: im vorliegenden Fall ist er so trefflich, daß man wohl mit etwas Neid und Wehmut zuschauen durfte, wie das Ausland sich seiner annahm. Aber nachdem die Welt allem Unten zum Troß sich noch immer für das Ländchen in der Mitte Europas zu interessieren scheint, sollten wir uns ob der Wahl eines Verlages von größerer Reichweite — und wäre es auch ein deutscher — nicht allzusehr grämen.

Bei der Confœderatio Helvetica handelt es sich trotz einer Reihe rein informatorischer Kapitel in wesentlichen Partien um ein ernstes Selbstgespräch, bei dem Herausgeber und Mitarbeiter mit sicherem Blick unserem Gehalt an Wirklichkeit nachspüren und glaubhaft Ausdehnung wie Begrenzung unseres geistigen Raums zu umreißen trachten. Der vorliegende II. Band gibt in Wort und Bild gute, z. T. ausgezeichnete Einblicke und Durchblicke. Sie sind als Ganzes gesehen nicht nur Überschau und Zusammenschau helvetischer Verschiedenartigkeit, zu der Hans Rudolf Schmid im Kapitel „Volk und Volksleben“ eine äußerst lebendige Einleitung geschrieben hat. Vielmehr schälen sich im gegenseitig unbeeinflussten Nebeneinander der Kapitel aus dem Gewirr von Trennungslinien, die das Land nicht nur längs der Rassen-, Sprach und Kulturgrenzen durchziehen und dem Dickicht manches offen zugegebenen Problems allgemeine Wesenszüge heraus, in denen Schweiz und Schweizer sich selbst erkennen.

Wenn etwa Gottfried Bohnenblut in seiner Betrachtung über „Schweizergeist und Schweizerdichtung“ bei der Gestalt eines Jeremias Gotthelf, bei Gottfried Kellers Martin Salander, beim Prometheus Karl Spitteler oder bei Jakob Böharts „Kufser“ verweilt; wenn Charly Clerc sich eingehend mit der Tatsache und den Ursachen des oft fanatisch starken Zuges zum Kritischen in der welsch-schweizerischen Literatur befaßt; Gotthard Jedlicka bei aller Anerkennung und Liebe für das hohe Niveau der schweizerischen bildenden Kunst ihr innerstes Wesen mit den Worten charakterisiert „viel Charakter, der nicht immer künstlerisch bleibt, Eigenwilligkeit, ja Willkür, mehr Gehalt als Gestalt, mehr Ethos als Charme, mehr Gewicht als Verführung“; wenn sogar Edwin Arnet in der Presse z. T. ein volkspädagogisches Instrument sieht, von der Scham vor dem Schreiben als Profession und vom Hinüberschieben des Journalisten nach der Bewährung in praktischer Tat spricht; wenn absichtslos all das nacheinander erscheint, so spricht nicht nur aus dem betrachteten Objekt, sondern auch aus dem Betrachter selbst eine in Variationen stets wiederkehrende geistige Form.

Nicht sehr viel anders ist es mit der Durchleuchtung unserer kulturräumlichen Problematik. Sie stellt sich natürlich in jedem Landesteil immer wieder anders dar; anders im deutschschweizerischen Raum, wo die Wagschalen von Heimat und Weltgeist — der ihm seit der Klassik bis vor kurzem noch in wesentlich deutscher Gestalt gegenübertrat — ziemlich gleichstehen; anders im welschen mit seinem mühsamen Sichherausringen aus regionaler Enge, die wiederum durch die universale Macht des Calvinismus ihre besondere Prägung erfahren hat, und dem nicht international gemeinten Wunsch nach innigerem geistigen Anschluß an den größeren französischen Kulturkreis. Selbst Charly Clerc weicht dem als Interpret nicht aus. Ähnlich zeichnet Giuseppe Zoppi mit einem Blick auf seine neuere Literaturgeschichte den schweizerischen Süden, der, obzwar klein, im Bereich von Architektur und bildender Kunst ursprünglich eine alte und fruchtbare Region der Italianità darstellte. In besonders intimer Form erscheint das gemeinschweizerische Problem in Rätien, das auf kleinem Raum antikes Kulturgut in die Neuzeit herüberrettete und diese Reste trotz ihres Umfangens von Doppel- und Dreisprachigkeit und kulturellen Überschiebungen erhalten wissen will. Reto R. Bezzola befaßt sich hiemit in anregender Weise. Es ergreift jede Kulturform, das literarische wie das künst-

lerische Schaffen. Selbst der eigenwilligste, weil höchstpersönliche Arbeitsbereich, der musikalische Stil kann sich ihr nicht entziehen. Willy Schuh zeigt das in einer feinsinnigen Analyse des musikalischen Lebens der Schweiz.

Man würde aber sehr irren, wollte man ein Sich-Vordrängen des Problematischen und des in seiner Fülle der Gesichte zunächst Verwirrenden im Rahmen der Darstellung erwarten. Denn die Vielfalt birgt in sich den Reichtum, der sich nicht weniger in der kunstgeschichtlichen Bestandaufnahme Hans Jennys, wie auf allen übrigen Gebieten äußert. Die Problematik aber ruft den Gegenkräften einer hochentwickelten Pädagogik, die, wie Hans Wyß in seinem Kapitel „Volkserziehung und Bildung“ darlegt, dem ursprünglichen Gegensatz der Konfessionen auf kleinem Raum ihre Tiefengründung wie ihre Lebendigkeit verdankt, der Mannigfaltigkeit der Aufgaben aber ihre schulisches-methodische Verfeinerung. Sie führt, wie in einer Konfrontierung des Gedankengehaltes von Bohnenblust, Clerc, Fedlika, Schuh, Arnet sichtbar wird, gerade in den fähigsten und für die Nation repräsentativsten Geistern zu äußerst fruchtbaren, weil spannungsreichen Synthesen im Werk.

Das in der Confœderatio Helvetica gezeichnete Selbstbildnis einer Nation, dem wohl im I. Band noch sehr wesentliche Züge beigelegt werden dürften, erscheint gerade im Hinblick auf Bestrebungen, die auch dieses Land auf ihre Weise einer vereinfachenden, verengenden und wirklichkeitsfremden Betrachtung und Forderung unterwerfen möchten, besonders heute bedeutungsvoll. Sein Sinn und seine Aufforderung an die Adresse der Schweiz läßt sich in ein Wort Bohnenblusts zusammendrängen: „Man hat den Stil seines Schicksals oder man hat keinen.“

**Anton Castell: Die Bundesbriefe zu Schwyz. Vollständige Darstellung der wichtigsten Urkunden eidgenössischer Frühzeit. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln 1936.**

Die Geschichte und der Bauplan eines Staates werden stets lebendig und gegenwärtig in jenen Dokumenten, die seinem Willen zur politischen Gestalt konzentrierten und rechtlich wirksamen Ausdruck gaben. In diesem Sinn bedeutet die Sammlung des Landesarchivs zu Schwyz ein seltenes nationales Kleinod. Denn lückenlos liegen hier die wichtigsten Urkunden der werdenden dreizehnörtigen Eidgenossenschaft, beginnend mit dem Freibrief Kaiser Friedrichs II. an die Schwyzer vom Jahre 1240 über den ersten Bundesbrief vom Jahre 1291 und die wichtigsten bundespolitischen Abkommen — Pfaffen-Sempacherbrief und Stanser Verkommnis bis zum Schlußstein im Bund der Eidgenossen mit den Appenzellern vom Jahre 1513.

Den Inhalt von 23 im Schwyzer Archiv aufbewahrten Dokumenten dem Schweizervolk und im besonderen der Schweizerjugend nahe zu bringen, ist der Zweck einer hübschen und handlichen Publikation von Dr. Anton Castell. Von einer lückenlosen Reproduktion konnte innerhalb eines immerhin eng beschränkten Rahmens natürlich nicht die Rede sein. Nichtsdestoweniger werden die Dokumente bis zum Jahre 1332 (Eintritt Luzerns in den Bund) teils im lateinischen Originaltext mit beigelegter Übersetzung, teils in ihrer mittelhochdeutschen Fassung wiedergegeben. Die Wortlaute der Bünde mit Zürich und Glarus haben eine modernisierte Fassung erfahren, während die späteren Urkunden unter Verzicht auf eine textliche Wiedergabe lediglich in ihrer Bedeutung gewürdigt werden.

Die Zusammenstellung im ganzen wie jedes einzelne Dokument ist mit einer knappgefaßten und leichtverständlichen Einleitung versehen. Die Absicht, den Leser in das mittelalterliche staatsrechtliche Gefüge einzuführen, die Entstehung reichsunmittelbarer Gebilde im Gebiet der alten Eidgenossenschaft und die besondere Art der Spannungen, welche im Kampf mit Habsburg zum Austrag kamen, zu erklären und Einblicke in die Struktur der eidgenössischen Bundespolitik zu geben, wird in mustergültiger Weise erreicht.

Besonders sympathisch wirkt an der Publikation in ihrer Verbindung von Dokument und geschichtlicher Deutung der völlige Verzicht auf Phrase und Selbstbeweihräucherung. Die Sache selbst soll sprechen und sie spricht eindringlich und verständlich genug, um aus dem Werklein, wie wir hoffen möchten, ein richtiges Volksbuch zu machen.

**Otto Weiß: Volk und Staat der Schweizer. Schulthess & Co., Zürich 1936.**

An informatorischen Schriften über Volk und Staat der Schweizer besteht an sich kein Mangel. Doch wandelt sich unter unseren Augen der Inhalt dessen, worüber wir eine Information wünschen. Die wirtschaftlichen Nöte der Krise lassen uns stärker nach der besonderen Struktur unserer Wirtschaft fragen; die staatspolitischen Wandlungen rundum nach der Eigenart unseres staatlichen Aufbaus; das Ringen der politischen Ideen, die noch zu keiner Zeit Grenzen respektiert haben, macht es notwendig, sich über sie und ihre Angriffsflächen innerhalb unseres Landes ein Bild zu machen.

Deshalb kann eine Staatsbürgerkunde — und um eine solche handelt es sich bei der Schrift von Otto Weiß „Volk und Staat der Schweizer“ — nicht bei einem trockenen Beschreiben und Referieren stehen bleiben, sondern muß in dem notwendig zu vermittelnden Wissensstoff stets den Punkt suchen, wo die Fragen, die uns in Gegenwart und Zukunft zu beantworten aufgegeben sind, ansetzen.

Die Schrift wendet sich an jeden Schweizer; sie will aber besonders ein Hilfsmittel für den staatsbürgerlichen Unterricht des schweizerischen Mittelschülers sein. Mit Rücksicht auf diesen schulischen Zweck war eine gewisse Zurückhaltung in Lob und Tadel zugunsten eines Verfahrens, das auf politische Urteilsbildung beim jungen Menschen ausgeht, indem es da und dort umstrittene Probleme unseres öffentlichen Lebens und politischer Regelungen — man nehme etwa die Politik einer differenziellen Neutralität oder die Wirtschaftspolitik des staatlichen Interventionismus u. a. m. — wenigstens hindurchschimmern läßt, wohl das Gegebene.

Neben einem kurzen Abschnitt über Land, Volk und das geschichtliche Erbgut, das in seiner Behandlung vielleicht etwas zu kurz gekommen ist, liegt der Akzent der Schrift einerseits auf dem gesellschaftlichen Gehalt der Eidgenossenschaft, nämlich Wirtschaft, sozialer Lage und kulturellen Verhältnissen, andererseits auf der staatlich-politischen Sphäre. In ihrem Zusammenhang erfahren Staatsaufbau, Verfassungsinhalt und Verfassungssinn, das Wesen unseres politischen Lebens unter ziemlich weitem Eingehen auf die politischen Ideen der Gegenwart, das schweizerische Parteienwesen, die Bezirke politischer Gestaltung, die Sphäre des Rechts und die Einrichtungen der Landesverteidigung ihre Behandlung.

Der ganze Tenor des Büchleins bezweckt die Kräftigung des demokratischen Bewußtseins und klingt aus in der Forderung nach Bewährung inmitten andersgerichteter Tendenzen. Ein kurzes Literaturverzeichnis ergänzt den überaus inhaltreichen Leitfaden.

Hans v. Berlepsch-Valendas.